

# Zwischen allen Fronten

Der Afghane Hamid konnte nie selbst entscheiden, wer er sein, für wen er kämpfen oder leben wollte. Ein Leben als Spielball der Mächtigen

An einem Augustnachmittag, vor drei Tagen fiel Kabul, steht ein junger Afghane in einer Küche in Bremen und lacht. Er kam gerade auf einen Witz. „Wir Afghanen sind seltsam“, sagt Hamid, „irgendwie können wir nicht vorwärts gehen. Da ist was falsch mit uns. Wir gehen immer nur rückwärts.“

Dabei ist Hamid selbst jemand, den die Welt bisher immer nach vorne gestoßen hat.

Er geht hinaus auf den Balkon, der Mann, der mal ein Söldner war, im Hinterhof singt ein Vogel von der Tanne. Hamid, so möchte er in diesem Text heißen, er dreht sich eine Zigarette. Gestern hat er mit seiner Schwester gesprochen, die lebt in der Stadt Herat. Im Moment verlässt sie ihr Haus nicht. Die Schwester sagte, er solle in der Fremde auf sich achten, sie mache sich Sorgen.

„Sie macht sich Sorgen“, sagt er. „Wie absurd. Ich mache mir Sorgen um sie.“

Seine Schwester, sagt Hamid, trage im Moment noch keinen Gesichtsschleier. Er weiß nicht, wie lange dieses Noch dauern wird, wann wieder die Zeit beginnt, in der sich seine Schwester ganz verhüllen muss.

Wann in Afghanistan die Vergangenheit wieder anfängt.

„Zwei Jahrzehnte“, sagt Hamid, er meint den Krieg. Aber er könnte auch sein Leben meinen. Es ist fast aufs Jahr genau der gleiche Zeitraum.

„Manchmal“, sagt er, rauchend in Bremen, „wünsche ich mir ein Erdbeben für Afghanistan, das alles plattmacht, alles. Das wäre traurig, aber dann könnten wir einfach noch mal von vorn anfangen.“

An einem Sonntag vor mehr als fünf Jahren, im März 2016, stieg Hamid in der iranischen Hauptstadt Teheran in ein Flugzeug der Mahan Air, Ziel: Damaskus. Der Junge, der im afghanischen Krieg groß wurde, reiste in einen anderen Krieg. Den syrischen. Man hatte ihn darauf vorbereitet, ihn trainiert, zehn Tage lang.

„Sie sagten, du lernst so schnell.“ Einer dieser trockenen Hamid-Sätze.

Landung in Damaskus. Eine Busfahrt durch die Wüste, nachts Ankunft in Tadmor, dem antiken Palmyra, wo das Assad-Regime damals gegen den IS kämpfte. Später würde Hamid auch im Nordwesten von Syrien kämpfen, gegen Rebellen, hier war es noch der IS. Er gehörte zu einer afghanischen Einheit, den Fatemiyoun- Brigaden. Mehrere Tausend Afghanen, die meisten Teenager wie er, vom iranischen Regime auf der Straße ohne Papiere aufgegriffen. Wie er.

Vor die Alternative gestellt: zurück nach Afghanistan oder nach Syrien.

Wie er.

In dieser ersten Nacht in Tadmor, 2200 Kilometer Luftlinie von Hamids Heimat entfernt, schickten die Syrer ihre afghanischen Söldner zu einem Haus. IS-Leute hatten sich darin verschanzt, Hamid und seine Kameraden sollten es erobern.

„Die Syrer sprachen Arabisch, einer übersetzte: Ihr geht zuerst, ihr tötet sie, dann kommt ihr wieder.“ So klingt es, wenn er davon erzählt. „Die hatten Angst. Aber wir sagten: Nein, ihr geht zuerst, das hier ist euer Land.“

Einer seiner Freunde, wenige Meter neben ihm, starb in der ersten Minute. „Wir sahen nichts, aber der Feind hatte diese Kameras, mit denen man nachts sehen kann.“ Dann dieser Parkplatz, im Haus war der IS, die Afghanen schmissen Handgranaten, die IS-Kämpfer schossen. Hamid war ganz vorn, blind in der Dunkelheit, er dachte, es sei seine letzte Nacht.

Er war gerade 17 geworden.

„Nicht so süße Erinnerungen“, sagt er, dann lacht er wieder, so macht er das immer, er lacht übers Schreckliche hinweg. Er wäre gestorben, ohne zu wissen, wofür.

Er wusste ja nicht mal, wo er war.

Hamid war eine Randnotiz. Ein Mensch so alt wie das Jahrhundert, ein Leben, in dem sich spiegelt, was in der Welt geschah. Ein Schicksal unter dem Radar der Schlagzeilen. Die Weltpolitik erreichte ihn, bevor er klar denken konnte. Sie ergriff ihn als Jungen. Jetzt ist er erwachsen. Versteht langsam, was mit ihm passiert ist. Und würde es lieber gleich wieder vergessen.

Er geriet in den Strudel des Afghanistankriegs und der Kriege im Nahen Osten. In das Chaos der Jahre nach dem 11. September 2001, dann ins Chaos des Arabischen Frühlings. „Zu viel passiert“, sagt er, lachend.

Seine jahrelange Dosis: morgens eine Tablette gegen die Depressionen, abends eine zum Einschlafen.

Hamid, ein junger Mann mit weichen Zügen, der das Grinsen nicht lassen kann, und dem es zuletzt so gut ging wie nie in seinem Leben. In Bremen läuft sein Asylantrag, er lernt jetzt Deutsch. In der Nachbarschaft hat er einen afghanischen Laden gefunden, in dem er die Zutaten für Kabuli Palaw kaufen kann, Reis, Rosinen, mal Hähnchen, mal Lamm. Er war an der Nordsee und hat gelernt, dass man im Watt auf die Uhr schauen muss, sonst schneidet einem das Meer den Weg ab.

Es kam ihm so vor, dass jetzt, mit zwei Jahrzehnten Verspätung, das 21. Jahrhundert für ihn anfängt. Das war, bevor Kabul fiel.

Zu viel passiert, immer schon.

Als Hamid in seinem Dorf in Zentralafghanistan, in der Provinz Daikondi, ein Jahr alt wurde, steinigten die Taliban im Fußballstadion von Kabul noch immer Frauen, denen sie Ehebruch vorwarfen. Als er zwei war, flogen in New York die beiden Flugzeuge in die Türme des World Trade Centers, die Nato marschierte in Afghanistan ein, der Westen machte sich auf, die Demokratie nach Afghanistan zu bringen.

Hamid sagt: „Wahrscheinlich hätten sie nie kommen sollen.“

Als Kind sah er den Krieg nicht, sein Dorf, bewohnt von schiitischen Hazara, war weit weg von allem. Auch wenn die Männer, erinnert er sich, bewaffnet waren. Hamid spürte, dass sein Land nicht heil war, er musste den Leuten nur ins Gesicht schauen. Seinen Eltern. Seinem Vater, der heute über 80 Jahre alt ist, seiner Mutter, dessen vierte Frau. Hamid war das drittjüngste Kind. Von dreizehn.

Hirten, Schafe, eine Wasserquelle. „Wirklich einfach“, sagt er. Wie aus einem anderen Jahrhundert, so klingt es. Aber Hamid ging zur Schule, lernte Englisch. Fuhren sie mal in die nächste Stadt, ging er in ein Intercafé. Bekam eine Ahnung, dass es außerhalb Afghanistans eine andere Welt gab.

Eine andere Epoche vielleicht. Die Moderne. Das 21. Jahrhundert. Er würde es lange suchen.

Sah Hamid amerikanische Soldaten in ihren Konvois, ihren Humvees, wirkten sie freundlich. Las er die Nachrichten, hörte er von jener US-Einheit, die nachts auf einer Landstraße auf Zivilisten schoss.

Während man außerhalb Afghanistans darüber sprach, wie man das Land befrieden konnte, wirkte es auf Hamid eher so, als wäre der Rest der Welt in Unordnung.

Noch immer war er ein Kind, zwölf Jahre alt, als der Arabische Frühling begann. Revolutionen, gefolgt von Kriegen. Er las von Syrien, einem Land, von dem er vorher kaum je gehört hatte. Iran, das Nachbarland, würde bald eingreifen und dem Diktator Bashar Al-Assad zu Hilfe kommen.

Als er Afghanistan verließ, war Hamid 15.

„Mein Bruder“, sagt er. „Seinetwegen.“ Er erzählt davon knapp, peinlich findet er es. Ein Familienstreit, so fing es an. Ein Mädchen, um das sich einer seiner älteren Brüder mit einem Anderen stritt. „Mein Bruder meinte: Der kann mir nichts tun, er wird dir nachstellen.“ Er, der jüngere Bruder, geriet zwischen die Frontlinien zweier Männer, zweier Familien. Die Dorfgesellschaft einer vergangenen Zeit, die nie ganz vergangen war, übernahm Hamids Leben.

Seine Eltern entschieden Hamid wegzuschicken, zur Sicherheit. In den Iran, wo schon ein anderer Bruder lebte. Wo auch, glaubten sie, eine bessere Zukunft wartete. Wo die Menschen auch schiitischen Glaubens sind, auch Persisch sprechen. Wo Hamid illegal war, ein Junge ohne Rechte, vogelfrei. Es würde sein Status bleiben auf Jahre.

„Jeden Tag“, sagt er, „passiert es in Iran, dass Afghanen auf der Straße verhaftet werden und zurückgeschickt.“ Aber zurück konnte Hamid nicht mehr, auf keinen Fall, seine Heimat war verbotenes Gebiet für ihn, des Rächstreits wegen.

Das iranische Regime brauchte Kämpfer damals. Für Syrien, dringend. Irgendjemand in Teheran musste auf die Idee gekommen sein: Warum nicht die Afghanen nehmen, die auf den Straßen herumlungern? Hamid war noch nicht lange in der Stadt, er war bei seinem Bruder untergekommen, als er auf einer Polizeiwache wiederfand, machtlos in den Fängen des Sicherheitsapparats.

Sein Bruder kannte die einzige Lösung: Hamid musste auf die Liste.

Er musste sich für Syrien registrieren. Vielleicht könnte er dann verschwinden, hoffte sein Bruder. Den Iranern aufs Erste entkommen. Der Bruder erledigte alles Weitere, die Polizisten ließen ihn tatsächlich gehen, so erzählt er es. Er solle sich zum Trainingscamp melden.

Er tauchte unter. Hoffte. Zwei Monate später: die nächste Straßenkontrolle. Sein Name auf der Liste, seine Unterschrift. Kein Entkommen mehr. Trainingslager außerhalb von Teheran, Abflug. Seinen Eltern schickte Hamid eine Whatsapp- Nachricht, sie antworteten ein paar Tage später, aus der Stadt, wo es Internetempfang gab: Sein Bruder sei in Afghanistan ermordet worden.

Pass auf dich auf, schrieben sie. Dort, in Syrien.

In den fortziehenden Zigarettenrauch hinein überlegt Hamid heute, auf dem Balkon in Bremen, was hätte werden können. Aus ihm. Einem klugen, fremdsprachenbegabten Jungen. Es fällt ihm nichts ein.

Ein normales Leben fing für ihn nie an, selbst fürs Nachdenken darüber war es zu früh. Ich musste, ich wurde, es passierte. So fangen Hamids Sätze an. Ein Leben im Passiv.

Er sagt, er wisse nicht, wann sich die Hazara in Afghanistan niederließen, in welchem Jahrhundert, aber wenn er könnte, würde er seinen Urururgroßvätern eine Frage stellen: „Warum? Warum habt ihr euch Afghanistan ausgesucht?“

Wahrscheinlich war es damals wie heute: Hamids Vorfahren hatten keine Wahl. Eine afghanische Geschichte.

In Hamids Fall eine afghanisch-iranisch-syrische Geschichte.

„Fünfmal“, sagt Hamid, er erzählt jetzt von Syrien, „dachte ich: Das ist jetzt meine letzte Stunde. Vielleicht lebe ich morgen nicht mehr.“

Wenn seine Einheit feststeckte. Wenn sie auf einmal nicht mehr vor und nicht zurück konnten. Auf einmal war es ernst, Herzschlag bis in den Kopf. In Hamids Gedächtnis verschmelzen die Situationen während des Erzählens, er tut es in Bruchstücken. „Wir liefen, ich hab’s geschafft, der Typ hinter mir: Er ging runter. Zwei Sekunden später. Ich sah Körper ohne Beine, Körper ohne Arme, Körper ohne Kopf.“

Er sagt: „Ist nicht so einfach.“ Eine dumpfe Erinnerung, alles das. Ohne Details, als wären die im Staub zurückgeblieben, im Lärm. Was bleibt, ist die Panik.

In Militärflugzeugen flogen die Iraner die Afghanen in den Nordwesten von Syrien, in den Kampf gegen die Rebellen, die verschiedenen, gegen Assads Gegner, von allen um Hamid herum nur „die Terroristen“ genannt.

Nein, Hamid war nicht immer vorn, in der ersten Reihe, er hatte bald bemerkt, dass er darum lieber herumkommen wollte. Gleich in der ersten Nacht.

Er bekam einen Job im Depot. Den Kämpfern die richtigen Gewehre aushändigen, Granatwerfer, die Munition dazu. Aber der Krieg in Syrien war ein improvisierter, ständig fehlte es an etwas, häufig an einem Mann, weil der gestoben war oder verwundet. Fehlte der Fahrer, riefen sie Hamid mit den frischen Waffen direkt an die Front. So fuhr er immer wieder mit einem kleinen Laster auf die Front zu und suchte den Bestimmungsort seiner Fracht, den richtigen Bunker.

Irgendwo vor ihm ein paar hundert Meter entfernt, auf der anderen Seite, wartete unsichtbar der Feind. Syrer. Darunter Jungen in seinem Alter.

17 war er jetzt.

Ein Söldner, dem die Iraner drei Millionen Rial im Monat zahlten, damals ungefähr 70 Euro. Über die Jahre kämpften wohl zirka 20 000 Afghanen im syrischen Krieg, manche sagen: eher 50 000, sie halfen dem Assad-Regime beim Überleben. Wie viele von ihnen den Krieg überlebten, darüber gibt es keine Zahlen.

Sie sind Vergessene. Wie die jungen Syrer, die von der Türkei oder von Russland bezahlt in Libyen kämpfen oder in Aserbaidschan. Oder wie die Kolumbianer im Jemen, dort im Auftrag der Vereinigten Arabischen Emirate.

Billig. Unsichtbar. Keine Nachricht, nicht mal wenn sie sterben.

Drei Syrien-Einsätze machte Hamid mit. Alle zwei Monate ging es zurück in den Iran. Frieden, Pause, Training. Dann schnell wieder nach Syrien. Wofür er kämpfte? Er hatte keine Ahnung. Wofür die gestorben waren, die es aus seiner Einheit traf? Das wusste er schon eher.

„Weil sie keine Papiere hatten“, sagt er. „Wegen ihrer Probleme zu Hause. Wegen so einem Scheiß.“

Bei seinem letzten Einsatz, dem dritten, steuerte Hamid einen Lastwagen zur Front, beladen mit Mörsern, es war seine 45. Nacht, er weiß das noch. Sie waren zu zweit, ein Kamerad saß auf dem Beifahrersitz, als Hamid eine Druckwelle spürte.

Er sagt, dass sein Gedächtnis seitdem unzuverlässig sei. Er wolle sich nicht mehr erinnern. Der Laster, den er gefahren hatte, auf dem Weg zur Front, hatte eine Sprengfalle ausgelöst. Hamid überlebte verletzt, der Junge neben ihm, sein Freund, war tot.

Er weiß, dass sie ihn zurück nach Iran flogen, zur Behandlung. Sein Körper erholte sich schnell.

Erreichte er jetzt einmal seine Eltern, bekam er sie ans Telefon, sagten sie: Komm bloß nicht zurück. Sie hätten das gut gemeint, sagt Hamid, er wisse ja, was die Taliban und der IS mit

schiitischen Syrien-Kämpfern machten. Selbst die afghanische Regierung hätte ihn wahrscheinlich inhaftiert, seines Einsatzes für Assad wegen. Hamid galt in seiner Heimat jetzt als eine Art Kriegsverbrecher.

Denk nach, sagten seine Eltern, tu, was du für richtig hältst. Heute versteckt er sich hinter seinem Sarkasmus: „Ich habe dann wieder mal was anderes probiert“, sagt er, lachend, er meint damit seine neue Rolle: Flüchtling.

Er war jetzt 18 Jahre alt.

Zum ersten Mal trafen wir Hamid auf Lesbos. Über fast zwei Jahre sahen wir uns immer wieder, meistens am Hafen, in einem Café, in dem das WLAN „Be happy“ hieß und wo wir einen guten Blick hatten auf die Marineschiffe, deutsche, britische, griechische, die auf See patrouillierten. An klaren Tagen sah man im Hintergrund eine Bergsilhouette: die Türkei.

Nach Syrien, in den Krieg, kam Hamid mit dem Flugzeug. Nach Europa, in den Frieden, musste er über Land und übers Meer.

Hamid hatte in Teheran, aus der Klinik entlassen, einen Schleuser gefunden, das war nicht schwer, im Auto ging es an die Grenze zur Türkei. Von dort aus zu Fuß weiter übers Gebirge, die Nacht hindurch. Auf der anderen Seite der Türkei, an der Ägäisküste, bestieg Hamid eines der Schlauchboote. Vor dem Meer hatte er keine Angst.

Er bezog ein Bett in einem der Container des Lagers Moria, nach Syrien fragte ihn niemand. Nicht die anderen Afghanen, nicht die Schleuser, nicht die griechischen Polizisten. Als Flüchtling war er, so seltsam es klingt, wieder ein normaler Afghane. Einer von vielen. Nach Europa zu flüchten, das war, was die Welt von jemandem wie Hamid erwartete.

Er wurde 19. Wurde 20.

Lernte Griechisch, versuchte sich am Aufnehmen von Podcasts, hielt sich in Moria an die Afghanen, mied die Syrer. Vielleicht hatten die ja auf der anderen Seite gekämpft.

Nachts träumte Hamid, dass der Feind vorrückt, er war wieder eingekesselt, unter Beschuss. Die Szene wurde er nicht los. Dreimal sprach er mit einer Therapeutin, die verschrieb ihm die Tabletten, in der Akte vermerkte sie: Posttraumatische Belastungsstörung. Im Krankenhaus von Lesbos, im Wartezimmer der psychiatrischen Abteilung, sprach ihn ein älterer Grieche an: Was machst du hier? Das ist hier für Verrückte, du bist doch noch ein Baby.

Sein eigenes Leben, sagte Hamid im Café am Hafen, an seinem Orangensaft nippend, komme ihm wie ein Film vor. Ein Horrorfilm. „Aber einen Film zu schauen“, sagte er, „das ist einfach.“

Manchmal ging er wandern auf Lesbos, ein Wochenende lang, mit Freunden. Die Insel gefiel ihm, so grün und hügelig. Hamid war umgeben von einem Meer, das ihn von der Welt trennte. Manchmal fand er das gar nicht schlecht.

Die Frage war, wann und wo seine Geschichte enden würde.

Die Griechen lehnten sein Asylgesuch ab, zweimal, vorm dritten Mal brachten sie Hamid in den geschlossenen Bereich von Moria. Das Gefängnis, wie er sagte. Eine Gruppenzelle, in der er nur eine Stunde am Tag sein Handy benutzen durfte. Es war der Abschiebeknast, und es kam der Tag, an dem er den Satz hörte, morgen gehe sein Schiff zurück in die Türkei.

Natürlich wird er lachen, als er später davon erzählt. „War knapp“, wird er sagen, und dass seiner griechischen Anwältin wohl im letzten Moment die Rettung gelang. Am nächsten Tag, als er abgeholt werden sollte, stand Hamids Name nicht mehr auf die Liste.

Der griechische Staat bestimmte über ihn, wie es seine Familie getan hatte, anfangs, wie es später das iranische Regime tat, die Kommandeure in Syrien, die Schleuser an den verschiedenen Grenzen. Die Griechen nahmen ihn fest, ließen ihn frei, nahmen ihn wieder fest.

Am Telefon, aus dem Gefängnis von Moria heraus, sagte Hamid, dass er den Lärm in der Zelle nicht mehr aushalte. Lärm sei wie Krieg für ihn. Er sehne sich nach Ruhe. Danach, einmal nichts zu hören, gar nichts.

Ein Ende seiner Geschichte, danach sehnte er sich auch.

In der Küche in Bremen steht Hamid heute, im August 2021, Zwiebeln und Hähnchen schneidend, neben sich sein afghanischer Mitbewohner. Sie kochen Kabuli Palaw, er hat sein Handy irgendwo liegen gelassen, absichtlich. Die Nachrichten sollen ihn nicht stören. Die Nachrichten von den „Affen“, so nennt er die Taliban.

„Das muss jetzt 20 Minuten kochen“, sagt er, und erzählt von einer deutschen Frage. Alle in Bremen, sagt Hamid, stellten ihm diese Frage: Woher kommst du? Aus Afghanistan? Nicht wirklich, meint er. Afghanistan sei weit weg. Lange her. Zu viel passiert. „Vielleicht“, sagt er, „komme ich einfach von der Erde.“

So wie Hamid die Welt widerfahren ist, wirkt er manchmal wie ein Junge, dem Dinge passieren. Zehn Jahre jünger. Immer entschieden andere für ihn, schubsten ihn vor und zurück. Trocken, wie er auf sein Leben schaut, klingt er wie zehn Jahre älter.

Als wäre im Zeitraffer erwachsen geworden und immer noch ein Kind.

Auf Lesbos war Hamid aus dem Abschiebeknast entlassen worden, als es Moria noch gab. Eine Woche später brannte es nieder.

Europa sah die Bilder vom abgebrannten Flüchtlingslager, von den Menschen, die meisten von ihnen Afghanen, die über die Insel Lesbos irrten, und Europa stritt darüber, wie es weitergehen sollte. Ein paar Tage lang, so lange, bis ein neues Lager bereitstand. In Afghanistan bereiteten die Nato-Armeen schon ihren Rückzug vor, der amerikanische Präsident, Donald Trump, hatte ein Friedensabkommen mit den Taliban unterzeichnet.

Der Westen war müde. Hamid auch.

Er sagt heute, dass das Glück auf seiner Reise lange geschlafen hat, bis Griechenland, dabei habe er jahrelang versucht es zu wecken. Er habe immer wieder angeklopft beim Glück, so

sagt er das. Kitschig vielleicht, aber Hamid mag den Kitsch, er ist neu in seinem Leben. Er sagt: „Dann ist mein Glück aufgewacht.“

Moria brannte, das Inferno, und Hamid bestieg eine Fähre. Freunde aus Deutschland, denen er auf der Insel begegnet war, halfen ihm. Sie waren einfach aufgetaucht in seinem Leben, er hatte sie nicht gesucht, es passierte ihm wieder mal was.

Diesmal etwas Gutes.

Als blinder Passagier fand sich Hamid im Bauch zweier Fähren wieder, aß, trank und schlief im Kofferraum des Autos der Deutschen, später überstand er eine Autobahnfahrt quer durch Europa, vom Süden in den Norden. Bis sich die Tür des Wagens öffnete und er hinaustrat in die kühle Luft. Er war angekommen im norddeutschen Herbst.

Ein Jahr später, jetzt im August, ist Kabul gefallen. In wenigen Tagen jähren sich die Anschläge des 11. September. Zwei Jahrzehnte.

Die Geschichte fängt noch mal von vorn an, scheint es, sie wird sich andere greifen, vor sich her stoßen, verletzen, manche töten. Hamids Familie vielleicht. Teenager wie ihn. Andere, die keine Wahl haben, die auf der falschen Seite der Erde geboren wurden.

Randnotizen der Weltpolitik.

Nachmittags in Bremen versucht Hamid, den singenden Vogel anzulocken, den er von seinem Balkon aus hört. „Egal“, sagt er irgendwann, „der will nur mit seiner Freundin reden, nicht mit mir.“ Kürzlich musste er feststellen, dass es im August kälter wurde, aha, dachte er, der Sommer ist wohl schon wieder vorbei. In seinem Deutschkurs, erzählt er, verzweifelte er am Dativ. „Diese Sprache“, ob er ehrlich sein dürfe? „Sie klingt so hart.“

In den sozialen Medien hörte er von einem Gerücht. Die Iraner überlegten, ihre afghanischen Söldner, die verbliebenen, in den Krieg gegen die Taliban zu schicken. War nichts dran, aber würde Hamid noch mal in den Kampf ziehen? Im eigenen Land, diesmal, gegen einen Feind, der auch sein Feind ist?

„Nein“, sagt er. „Ich kämpfe nie mehr.“

Wenn er vom Deutschkurs zurück in seine afghanische WG geht, über das Kopfsteinpflaster seiner Straße, dann hört er meistens nichts. Nur Stille.

Hamid ist jetzt 22 Jahre alt.